

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 83.

Freitag, 24. März

1933.



8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

4.

Die zwei Herren, die wieder nach dem Atelier zugehlendert waren, drehten sich überrascht um. Billy ein wenig erschrocken, Li-Chang mit erwartungsvollem Ausdruck in seinem halb-hundertjährigen Gesicht. Aber schon kam von Elena her ein kurzes befreiendes Auf-lachen.

„Nein, wie ist er doch lieb!“ Und sie zog einen kleinen Affen aus dem Körbchen, der ganz unter den Blumen verborgen gewesen war, festlich geschmückt mit einem puhigen Kleidchen.

„Ja, es ist derselbe, für den Sie vor einigen Stunden Ihr Leben und Ihre Gesundheit aufs Spiel gesetzt haben“, schmunzelte der Chinese. „Ich ließ ihn durch den Mann mit den Blumen seinem Besitzer abkaufen.“

Elena ließ das Tierchen los:

„Ich glaube trotzdem...“ begann sie und wollte soeben Korb wie Blumen Li-Chang wieder zuschieben — als im gleichen Augenblick der Affe ängstlich und in liebevoller Zärtlichkeit seine mageren Armchen um ihren Hals legte und ihr mit dem rauhen Pfötchen bittend über die Wangen strich. Gut also: sie wollte ihn nicht verstoßen! Und mit impulsiver Zärtlichkeit drückte sie ihn an sich.

„Ich will ihn behalten, und ich danke Ihnen“, nickte sie, ohne Li-Chang anzublicken. „Ich werde ihn Monkey nennen. Das ist leicht zu merken!... Wie melancholisch er aussieht, der arme Kleine! Aber jetzt soll es ihm um so besser gehen!“

Sie sprach ihm zu und streichelte ihn wie ein kleines Kind. Rice hatte mittlerweile Whisky und Soda gebracht. Billy bot Li-Chang eine Zigarette an:

„Wir dürfen Sie doch zum Essen dabehalten?“

„Wenn ich nicht störe“, bedankte sich Li-Chang.

„Niemand könnte uns willkommener sein als Sie“, versicherte Billy und schüttelte ihm die Hand. Li-Chang verbeugte sich. Elena betrachtete ihn verstohlen. Er hatte kalte, abgemessene Bewegungen, die aber von einer gewissen natürlichen Schönheit und Harmonie waren, und obwohl er im Anfang der Fünfziger stand, sah er weit jünger aus, war schlank und geschmeidig und von straffer Haltung.

Sie wollte zusammen mit Jane, die Monkey auch sofort ins Herz geschlossen hatte, eine Schlafstelle für das Tierchen aussuchen und entfernte sich daher mit einer lächelnden Entschuldigung gegen die beiden Herren. Billy machte überall Licht, um seinem Gast sein Heim zu zeigen... Als sie aufs neue das Atelier passierten, zu dem die Tür noch offen war, stand Li-Chang still. Der Mond warf auf die Statue einen leichten Schimmer, der den Sockel im Schatten ließ, die junge weibliche Ge-

stalt dagegen um so deutlicher und verlockender hervorhob.

„Sie ist wunderschön!“ brach Li-Chang aus, voll echter Begeisterung.

Billy lächelte glücklich in sich hinein, während seine Augen sein Werk liebevoll umfingen. Es entging ihm deswegen ganz, daß sich in dem Gesicht seines Gastes eine Wandlung von ehrlicher Bewunderung bis zu kalter geschäftsmäßiger Nüchternheit abspielte. Es wunderte ihn zwar, daß Li-Chang — jetzt ebenso wie vorhin — ein besonderes Interesse für den Sockel zu haben schien, aber er maß dem keine Bedeutung bei. Eine kleine Pause entstand. Dann fragte Li-Chang:

„Sie werden in Paris ausstellen?“

Billy hob die Schulter:

„Ich bin dazu eingeladen, sogar zweimal. Aber ich habe zur Zeit nichts, was ich einschicken könnte.“

„Sie haben nichts?“ Li-Chang sah ihn überrascht an; machte dann eine Geste gegen die Statue: „Na, und das?“

„Eine kaum halb fertige Arbeit... Ich habe übrigens hier, was eine Seltenheit bei mir ist — eine Art Duplikat davon sehen.“

Er ging zurück in den hinteren Teil des Ateliers und deckte eine Lehmfigur auf, die dort stand. „Ich brachte es nicht über's Herz, sie zu zerstören, obwohl sie mich nicht befriedigte... Wie Sie sehen, ist die Sockelpartie hier etwas mehr ausgearbeitet als bei der anderen.“

„Aber die andere ist weit schöner“, behauptete Li-Chang, „so schön, daß ich Ihnen im voraus einen Käufer garantieren könnte, und zwar einen, dem die Künstler der ganzen Welt ihre Werke sehr gern überlassen.“ Billy stutzte.

„Und wer wäre das?“

„Wie gesagt: Ein Weltmann im weitesten Sinne des Wortes.“

„Ja, aber wer?“

„Dr. Capon. Der Schriftsteller und Kunstkritiker.“

„Mein einziger wirklicher Feind in Frankreich?“

Billy betrachtete ihn sehr skeptisch. Wie sollte er sich befehlen lassen? Und wie können Sie vermuten, daß er eine Arbeit von mir kauft, die er nicht einmal gesehen hat?“

Li-Chang lächelte geheimnisvoll: „Ich vermute es nicht, sondern ich weiß es.“

„Ich will nicht gleichgültig oder eingebildet erscheinen“, sagte er. „Ich möchte Dr. Capon selbstverständlich lieber zu meinen Freunden als zu meinen Feinden zählen und würde es außerordentlich schätzen, in seiner Sammlung repräsentiert zu sein. Trotzdem kann diesmal nichts daraus werden. Erstens weil die Statue ja noch nicht vollendet ist, und dann könnte sie

selbst für den Fall, daß sie fertig wäre — auch vorerst nicht gegossen werden. Ich sprach vor ein paar Tagen mit meinem Gipsarbeiter darüber, er hat eine Reihe von Aufträgen, die seine Zeit mindestens einen Monat in Anspruch nehmen werden.“

„Aber ich kann Ihnen mit einem neuen, erstklassigen Mann aushelfen, einem hervorragend tüchtigen Arbeiter. . . . Es trifft sich wirklich sehr merkwürdig“, Li-Chang lächelte, „der arme Kerl hat mich vor kurzem aufgesucht und mich gebeten, ihm zu irgendeiner Arbeit zu verhelfen. Er ist seit mehreren Monaten arbeitslos. Er könnte sich also vollkommen zu Ihrer Verfügung stellen, wann Sie wollen.“

„Ja, ja, das ist alles ganz schön“, nickte Bill, ein wenig in Verlegenheit gebracht, „aber ich kann mich trotzdem nicht entschließen.“

„Unter keinen Umständen?“

„Nein, unter keinen Umständen!“

„Auch dann nicht, wenn ich Sie beim Wort nähme: wenn ich meinen Konfuzius verleugne und Sie darum bitten würde, gleichsam als Gegendienst für die Hilfe, die ich in der glücklichen Lage war, Ihrer Frau Gemahlin leisten zu können?“

Bill betrachtete ihn äußerst erstaunt.

„Ja, Sie sehen mich an“, lächelte Li-Chang, „und wundern sich darüber, daß ich mich in so hohem Maße für Ihr Werk interessiere. Aber ich habe nun einmal meine Launen oder, um ein vulgäres Wort zu verwenden, auch hier und da einen Vogel! Und momentan ist es der, Ihre Statue in der Pariser Ausstellung zu sehen. Ich finde, daß sie hingehört und möchte es durchsehen.“

Bill hob abermals die Schultern hoch, ein wenig peinlich berührt.

„Es tut mir aufrichtig leid, aber ich . . . kann Ihnen nicht helfen. . . . Ich bedauere es, aber . . .“

Es entstand eine kleine Pause.

5.

In diesem Augenblick kam Elena wieder zurück. Sie hatte einen Schal über die Schultern geworfen:

„Jetzt haben wir das Kind zu Bett gebracht“, erzählte sie vergnügt, „wirst du nicht auch einmal hineingehen, Bill, um ihm gute Nacht zu sagen?“

„Aber gerne. . .“ er nickte erleichtert auf, fühlte sich aber gleich darauf wieder gedrückt. Li-Chang war so auffallend schweigsam geworden. Elena blickte erstaunt von dem einen zum andern:

„Aber was haben denn die Herren mittlerweile geplaudert? Über Kunst vermutlich?“

„Ja, über Kunst!“ Li-Chang nickte und schien wieder aufzuleben. „Ihr ganzes Heim ist ja . . .“

„Kennen Sie es um Gottes willen nicht ein Museum“, wöhrte Billy ab.

„Nein, das nicht, aber eine Pflegestätte der Kunst“, lächelte der Chinese, „Sie haben so viele schöne und alte Sachen hier beisammen, lauter Kunstwerke, die gelebt haben und schon ihre eigene Geschichte besitzen. In meiner Heimat findet man so wenig dergleichen.“

„In Ihren Wohnungen drüben in China — haben Sie nicht auch . . .?“

„Ja, wir wohnen auch nicht mehr so wie früher, in der Fremde schon gar nicht. Wir sind Europäer geworden!“ Es klang wie ein Seufzer.

„Und warum eigentlich?“ Sie blickte ihn beinahe teilnahmsvoll an.

„Warum?“

„Ja, ich meine, warum sind Sie eigentlich von zu Hause weg?“

Li-Chang kräuselte die Lippen:

„Kollit! . . . Ich bin kein Flüchtling . . . und bin es doch. Aber das führt zu weit. Übrigens, gnädige Frau, ich muß noch etwas mit Ihnen besprechen. Ich möchte Sie bitten, mir behilflich zu sein.“

„Behilflich?“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Ja, es handelt sich um die Statue. Er will sie nicht nach Paris schicken, aber ich meine, er soll es tun.“

„Wenn er nun aber nicht will, dann . . .“ Elena machte eine bedauernde Geste.

„Aber das ist ja Unsinn!“ Li-Chang sprach äußerlich ganz ruhig, aber hinter seinen Worten verbarq sich eine Aufregung, die ihr nicht entging.

„Ich persönlich bin derselben Meinung“, gestand sie.

„Dann müssen wir ihn eben dazu überreden. Oder richtiger: Sie müssen Ihren Einfluß dahin geltend machen.“

„Das kann ich nicht“, jagte sie und schüttelte den Kopf.

„Aber Sie müssen!“

„Warum muß ich?“ Sie sah ihn betroffen an.

„Seines Ruhmes wegen zum Beispiel.“

„Seines Ruhmes? Ich verstehe nicht, warum sein Ruhm gerade Ihnen so am Herzen liegt. Sie kennen ihn doch erst seit wenigen Stunden.“ Ihr ganzes Mißtrauen gegen ihn begann aufs neue aufzuleben.

„. . . die mir aber vollkommen genügt haben“, lächelte Li-Chang. „Oder sollten Sie sich vielleicht darüber wundern? . . . Und außerdem habe ich die Statue doch mit eigenen Augen gesehen.“

Elena fixierte ihn scharf:

„Ich weiß, daß es mehr als ungezogen klingt, aber ich muß es trotzdem aussprechen: Ich habe kein Vertrauen zu Ihnen, ich habe keinen Beweis gegen Sie, aber ich bilde mir ein, daß bei der ganzen Sache irgend etwas faul ist. . . . In erster Linie hätte ich meinem Manne sagen müssen, daß Sie derselbe sind, der mich tagein, tagaus bis vor wenigen Wochen verfolgt hat. . . .“

„Aber Sie haben es unterlassen?“ lächelte Li-Chang, der seine alte Selbstsicherheit zurückgewonnen hatte.

„Ja, weil ich mich Ihnen einigermassen dadurch verpflichtet fühlte, daß Sie mir vorhin das Leben gerettet haben.“

„Und jetzt haben Sie dieses Gefühl nicht mehr?“

„Ich bin nicht mehr so ganz sicher!“

„Sei dem wie es sei . . . aber in dieser Angelegenheit müssen Sie mir helfen.“

Elenas Augen wichen nicht von den seinen:

Sie müssen sehr schwerwiegende Gründe haben, Mr. Li-Chang, sich persönlich so auffallend dafür einzusetzen.“

„Warum sagen Sie nicht gleich — so zudringlich zu sein?“

„Gut, sagen wir — zudringlich!“

„Vielleicht habe ich tatsächlich solche Gründe“, gestand er halb und halb ein, „aber sie sind auf keinen Fall derart, daß sie Ihnen oder Ihrem Manne Schaden bringen könnten.“

Elena verzog ungläubig die Lippen.

„Ich bin leider nicht davon überzeugt, Mr. Li-Chang, daß Sie die volle Wahrheit sprechen. . . . Für mich steht jedenfalls fest, daß ich Ihnen in der Sache nicht helfen kann.“

Es entstand eine peinliche Pause.

Dann sagte Li-Chang mit derselben Gelassenheit wie vorher:

„Erinnern Sie sich vielleicht an eine Winternacht vor ungefähr einundeinhalb Jahren? — Ende Februar war's?“

„Ja, ich entsinne mich natürlich an verschiedene Winternächte im vergangenen Jahre“, erwiderte sie mit sängerter Überlegenheit, aber großer innerlicher Beklemmung. Wo wollte er damit hinaus?

„Ich meine eine ganz spezielle“, sagte Li-Chang leise. „Sind Sie jetzt vielleicht besser im Bilde?“

Elena schüttelte den Kopf.

„Nein, ich kann mir nicht denken, worauf Sie anspielen.“

„Dann habe ich scheinbar ein besseres Gedächtnis als Sie“, spottete er. „Ich habe auch den Namen behalten. . . . Guy Ashow hieß er. . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Bauer im Frühling.

An jenem Morgen schritt ich seldentlang
Und spürte herben Ruch von frischer Kraft.
Noch lag die Erde winterdürz und bang,
Und heimlich nur zu Knospen schwoll der Saft.

Von Frostestrunen klaffend, war das Land
Doch atmend angewacht zu heller Regung.
In Sonnenschleiern überm Holze stand
Der Wind mit leise raunender Bewegung.

Da sah ich, an des Hügels Rand gesüß,
Silhouettenscharz ein Bild von Mensch und Pferden,
So nah und urzeitfern: Ein Bauer pflügt,
Und Schollen bricht das Erz zu neuem Werden.

Als gebe er erst Sinn dem Silberschein
Des jungen Lichts, schien Gleichnis mir der Pflug.
In braune Furche senkt er Saaten ein,
Den Traumglanz wandelnd zu belebtem Sein,
Den Frühlingshauch durch tote Felder trug.

Heinrich Heine.

Der heimliche Schatz.

Von W. E. Süsskind.

In den für Europa schwierigen Jahren nach dem Kriege begab es sich, daß der Direktor einer deutschen Kunstgalerie zum Heil seines Instituts die Bekanntschaft eines Amerikaners machte. Dieser Mr. Crader oder Sullivan, ein älterer Mann, mit dem in seiner Klasse häufigen zugleich gesättigten und knabenhaften Gesichtsausdruck, fiel dem Direktor durch die gleichsam maro-dierende Art seines Kunstgenusses auf: er vermied ängstlich die damals so häufigen Museumsherden seiner Landsleute, hatte aber — für den Fall, daß er unversehens ertappt wurde — seinen Wädeler mit eingeklemmtem Zeigefinger bereit und war gerüstet, vor den großen und renommierten Meisterwerken in die Bewunderungstrafe seiner Nation auszubrechen. Sich selbst überlassen jedoch verließ er fluchtartig die großen Säle und begann ein sowohl heftiges als eindringliches Durchwandern der kleinen Kabinette, in denen geringere oder aber unbekanntere Werke dem frohgemuten Strom aus dem Weg geräumt und für den Kenner versteckt sind. Hierher folgte ihm der Direktor, den sein scheinheiliges Wesen vor den großen Schintzen belustigt, wo nicht beunruhigt hatte; sie gerieten anlässlich eines Bildes ins Gespräch und der Amerikaner, nachdem er seine Scheu abgestreift, entpuppte sich als ein sozuzulagen wilder Kunstfreund, ein wahrer Connoisseur von Galeriebesuchern, insofern als seine Kenntnishaft sich ausschließlich in einer verwoorenen Weise auf Madonnenbilder beschränkte, deren er jedes, gut oder schlecht, genauer zu beschreiben wußte, als der Direktor selbst. Andere Sujets, gut oder schlecht, schienen für ihn nicht zu existieren und unterlagen vor seinen Augen der kraufesten Beurteilung.

Im übrigen erwies sich dieser Mann, indem er sich näher mit dem Direktor anfreundete, als warmherzig und gütig, in einem Grad, wie er wiederum seiner Klasse eigentümlich ist und oft eine hinreißende und fast schöpferische Inbrunst hat, als wäre Gutmütigkeit schon Güte. Er half aus eigenem und durch Beiträge seiner Freunde dem gefährdeten Institut über die schlimmen Zeiten, ließ den Direktor nie eine Fehlbilte tun und wehrte zum Überflus jeden Dank ab, indem er mit einem zarten Schmunzeln die Augen zur Hälfte schloß und eine Hand in Schulterhöhe hob: „Eines Tages werden Sie mir einen Gefallen tun.“ Diese Worte, obwohl oft gesprochen, wirkten wie die höfliche Redensart eines chinesischen Wohlthäters, und der Direktor nahm sie nicht tragisch.

Mehrere Monate stand der Gast dem Direktor mit Frohsinn und opferbereitem Scheckbuch zur Seite, und als er sich zur Heimreise entschloß, begleitete der Deutsche ihn in die Hafenstadt, führte ihn durch die dortigen Kunstschätze und war bei der Abfahrt der Letzte, der ihm die Hand reichte. In diesem meistens mehr gerührten als ernsthaften Augenblick drückte der Amerikaner ihm einen Briefumschlag in die Hand mit den Worten: „Wenn Sie mir dieses verschaffen könnten — ich wäre ewig dankbar.“ Es blieb keine Zeit zu weiterer Erklärung, aber die orientalische verstellten Worte erinnerten den Direktor nur zu deutlich an die chinesische Wohlthäterredensart. Er erfaßte: der Gast hatte seinen Herzenswunsch ausgesprochen, und gespannt, doch nicht ohne Beunruhigung öffnete er den Umschlag, sowie er nur schidlicherweise sein Abschiedswinken einstellen und den Pier verlassen konnte.

Der Umschlag enthielt einen Farbdruck, eine sogenannte Künstlerpostkarte, darstellend eine Maria mit Kind, und zwar — wie der Direktor mit Schrecken und mit Erleichterung erkannte — keins von den Gemälden aus seiner Galerie, überhaupt kein Gemälde mit Namen, sondern eins, das von einem unbekanntem Kleinstadt-Tizian von 1866 stammen mußte, und das vielleicht

kurze Zeit für einen bescheidenen Geschmack „innig“ und „kühn“ gewirkt haben mochte. Aus dieser Zeit mußte die Reproduktion sich auf unsere Tage gerettet haben. Sie verdrängte übrigens den Namen des Künstlers und trug nur die Bezeichnung „Die junge Mutter (Maria)“. In einer einfältigen und die Jahrhundert überkreuzenden Weise war aus der Maria eine idealisierte Bauernfrau aus einem falschen Mittelalter gemacht; das Kind trug Schülerhöschen, und den Hinterbund beherrschten satte und schmelzende Farben. Solche Karten konnte man, wenn man Glück hatte, in Vorstadtpapiergeschäften aufreiben. Dem Direktor hingegen, dachte er an den ihm gewordenen Auftrag, wurde abwechselnd heiß und kalt, um so mehr als nach seiner Kenntnis dem amerikanischen Freund alles andere zuzutrauen war als etwa ein bewußter Kartensreich.

Er tröstete sich, da denn gesucht sein mußte, vor sich selber mit der Ausrede, dies geschehe zum Nur, und auch ein Museumsdirektor sei schließlich kein so ernstes Tier, daß er nicht bei Gelegenheiten über die Stränge seines Kunstverständes schlagen dürfe. Die Kunsthändler, die er zu Rate zog, ließ er in dem Glauben, er stelle wohl eine Schredensammer zusammen, als ergänzende Abteilung? Ja, das tue er! Und warum gerade dies Bild — es gebe anderen Kritik? Nun, das sei nun so.

In der Tat machte er sich mit seiner verzweifelten Suche nach dem begehrten Abschauum hinlänglich lächerlich, um so mehr, als er aus Rücksicht gegen den amerikanischen Freund nur wenigen Vertrauten das Geheimnis seines Irrwahns verraten mochte. Er war froh genug, als endlich der Maler des Bildes ermittelt und einige Adressen gefunden waren, zwischen denen das Kunstwerk zu seiner Zeit hin und her gewandert war, zu bescheidenem Preis oder auch durch Erbfolge. Einmal verlor sich die Spur, einmal fand sie sich wieder, immer verlief sie in Niederungen des Kunstmarkts, wie sie der Direktor nicht für möglich gehalten hätte, denn Kunst reicht weiter, als ihre Gelehrten es vermuten. Eines Tages endlich ließ ein Brief ein, der meldete, das Bild sei gefunden bei einem kleinen Privatammler in einer norddeutschen Stadt. Indem der Direktor mit dem Freund, der ihm die Mitteilung besorgt hatte, nach der alten Stadt reiste, fühlte er sich wie nach einer siegreichen Schlacht — das Bild war so gut wie sein!

Sie kommen an, sie deponieren ihre Koffer auf der Bahn, es scheint ihnen unwahrscheinlich, daß sie übernachten werden. Das Taxi führt sie immer tiefer in die Enge der Altstadt, nicht wie sie erwartet hatten, zu den Fabrikantenwillen an der Peripherie. Endlich halten sie vor einem ausdrucksvollen, einstmalig patrizischen, nun durch abgetragene Fassade glatt rasierten Haus. Sie sind angemeldet: der Sammler empfängt sie an der Tür des ersten Stockwerks, auch er völlig anders, als sie sich ihn vorgestellt: ein rötlicher, runder Mann, zwinkernd, sieht wie ein Weinkenner aus, weder so reich noch so notleidend wie die Sammler zu dieser Zeit, sondern wie ein gesicherter mittlerer Mann, den man nicht auf fittigen Kunstgeschmack taxieren würde, sondern auf gar keinen Kunstgeschmack, in allen Ehren.

Er sagte: „Bitte, nur einzutreten!“ Er führte sie in ein großes, düsteres Zimmer — die Möbel, so viel sie sehen, sind so ausdruckslos wie die Fassade des Hauses. „So bitte!“ sagt er; er knipst an einem Lichtschalter und zieht einen Vorhang beiseite; sie blicken in eine Nische, eine überwölbte Grotte, mit blinden Büfenfenstern in der Hinterwand. Darin aufgebaut und schiff beleuchtet steht ein Altar, vielmehr eine zum Altar aufgeputzte Staffelei, und darauf finden sie das gesuchte Bild. Es ist — des Alters wegen oder der unsoliden Farbe oder des zu vielen Lichts — nicht entfernt so farbenfroh wie auf der Postkarte, aber ebenso scheinlich. Eine Reihe nicht übler Glasbilder ziert außerdem das Gewölbschen, aber sie beachten sie nicht, sie betrachten mit Ergriffenheit den Kitzsch inmitten, ergriffen von dem Fund nach langer Suche und angefickt von der Andacht, mit der ihr Wirt an dem Gräuel hängt, dem Mittelstück. „Ich habe es als Kapelle eingerichtet“, sagte er und bei dieser verspäteten Erklärung kommt ein Glanz in seine Augen.

Sie verabshiedeten sich, sie schätzen Geschäfte vor und erklären, an andern Tag wieder kommen zu wollen. Ihnen unbewußt ist schon ihr Glaube an den Handel erloschen; eine Weichheit, die sie vor dem Bild befallen hat, spricht ihnen das Bild ab und dem andern zu. Doch kommen sie wieder; da sie in dem düstern Zimmer verhandeln, scheint alles ganz einfach, und sie erschreden nicht, wie sie zum erstenmal vom Verkauf sprechen. Auch der Wirt erschrickt nicht. „Was bieten Sie?“ ruft er ganz munter. Sie überlegen — nüchtern, wie ihnen scheint — seine Anhänglichkeit an das Bild und den absurden Wert, den jener einzelne andere Liebhaber dem Werk beilegt, und nennen eine gute Summe, vierstellig. Jener überlegt und zaudert; schließlich tritt er an den Vorhang, öffnet den Hohlraum in der Wand und läßt Licht aufstrahlen. Die andern, obwohl ihnen heute das Bild seine Abscheulichkeit nicht verbirgt, erlahmen vor der Andacht im Gesicht des Besitzers. Noch steigern sie ihr Angebot, aber je höher die Zahl, desto verzückter wird das göttliche, runde und heitere Gesicht und als sie ihr höchstes Gebot genannt haben, sagt er entschlossen: „Nein!“

Tot-
 uften,
 weine,
 über
 oder
 in c:
 n Ge-
 n Ge-
 rfen
 8-32,
 9-32,
 10-32,
 11-32,
 12-32,
 13-32,
 14-32,
 15-32,
 16-32,
 17-32,
 18-32,
 19-32,
 20-32,
 21-32,
 22-32,
 23-32,
 24-32,
 25-32,
 26-32,
 27-32,
 28-32,
 29-32,
 30-32,
 31-32,
 32-32,
 33-32,
 34-32,
 35-32,
 36-32,
 37-32,
 38-32,
 39-32,
 40-32,
 41-32,
 42-32,
 43-32,
 44-32,
 45-32,
 46-32,
 47-32,
 48-32,
 49-32,
 50-32,
 51-32,
 52-32,
 53-32,
 54-32,
 55-32,
 56-32,
 57-32,
 58-32,
 59-32,
 60-32,
 61-32,
 62-32,
 63-32,
 64-32,
 65-32,
 66-32,
 67-32,
 68-32,
 69-32,
 70-32,
 71-32,
 72-32,
 73-32,
 74-32,
 75-32,
 76-32,
 77-32,
 78-32,
 79-32,
 80-32,
 81-32,
 82-32,
 83-32,
 84-32,
 85-32,
 86-32,
 87-32,
 88-32,
 89-32,
 90-32,
 91-32,
 92-32,
 93-32,
 94-32,
 95-32,
 96-32,
 97-32,
 98-32,
 99-32,
 100-32

Unter der Tür noch, wie um sie zu trösten und die pathetische Stimmung ins Komische oder Leichtsinrige zu erlösen, sagt er mit einer späten Schalkhaftigkeit: „... und man kennt ja die Herrn! Wenn Sie schon so viel bieten — den Schatz werde ich doch nicht gehen lassen!“ Sie hören es noch hinter sich und lachen geschäftsmäßig zurück und denken: „Trottel, die Gelegenheit kommt nie wieder!“ — und haben doch, indem sie Straße und Stadt hinter sich lassen, ein Gefühl wie von Verlust.

„Sie geht“.

Von Georg von der Brinck.

Dr. G. erzählte mir:

Mitten in der Sommerschlacht, bei Longueval, versagte meine Taschenuhr. Sie war stehen geblieben. Nichts zu machen. Ich sah im Unterstand und wurde sehr traurig. Man hängt an einer Uhr. Draußen trommelte der Tommy seit zehn Tagen. Die Treppe lag voll Steinsplinter und Sand. Draußen war helle Mittagssonne. Hier unten brannte und flaut die ewige Karbidlampe. Manchmal hielt ich die Uhr ans Ohr, aber sie schwieg. Sie war tot.

Nachmittags kam Oberleutnant Mallenthin gerannt. Er war unser Bataillonsadjutant, ich war der Arzt. Ihm klagte ich mein Unglück. Er sagte:

„Gib sie.“

Ich gab sie. Er rückte die Karbidlampe zurecht, breitete eine Zeitung über den sandigen Tisch und begann, das Werk zu untersuchen.

Er machte es wie Charly Chaplin, dachte ich erschrocken ... denn er löste die Näder und Steine und alles und schüttete den Inhalt der Uhr auf den Tisch.

„Ich verstehe nämlich was davon“, sagte er.

Ich antwortete nicht, mir war schon alles egal. Er untersuchte weiter und sagte dann:

„Da haben wir den Schaden. Die Feder ist ab. Wir werden sie löten müssen.“

Gut, ich sah ihm eine Zeitlang zu. Dann waren Verwundete gekommen, und ich lief hinüber. Manchmal kam ich zurück, um nach der Uhr zu sehen. Mallenthin war im Begriff, die kleine Feder zu löten. Mir wurde schwindlig, wenn ich zuzusehen versuchte. Es gab schwere Einschläge.

„Präzise arbeiten kann man nicht bei dem Spektakel“, sagte er. „Solange aber der Tommy noch nicht kommt, haben wir ja Zeit.“

Gegen Abend flogen wieder Splinter und Sand die Treppe herunter. Aber die Karbidlampe gab einen guten Schein. Dann, kurz nach acht, wurde einer der Stolleneingänge eingeschossen. Als ob die Welt schaukelte und unterginge.

Mallenthin sagte zufrieden:

„So, jetzt hält sie.“

Wirklich, so schien es. Danach begann er die Uhr wieder zusammenzusetzen. Es gab neue Verwundete. Als ich zurückkam, knirschte er den Deckel zu, zog die Uhr auf, hielt sie an sein Ohr und gab sie mir. Sie ging.

Eine Uhr, die in der Sommerschlacht stehen blieb und wieder in Gang gebracht wurde. Erstaunlich ist mir eins: ich habe jetzt drei Uhren, zwei sind meistens kaputt, aber die dritte, die aus der Sommerschlacht, geht seit dem Tag von Longueval — am folgenden Morgen ging uns der Ort verloren — ohne Unterbrechung immer noch.

Als die Revolution kam, fragte ich Mallenthin:

„Was wirst du tun, wenn du nicht mehr aktiv bleiben kannst?“

Er antwortete:

„Ich werde mir ein Zimmer mieten und neben der Tür bringe ich ein Schild an: Mallenthin, Reparaturen.“

So geschah es. Er wurde entlassen. Es fand sich ein Zimmer, wie er es brauchte, und nun wurde alles repariert, was entzwei war: Eine Fleischmaschine, ein Motorrad, ein Propfenzieher, eine Venus von Milo ... alles was ihm gebracht wurde. Er bekam bald einen Ruf. 1921 kaufte er Holz und baute eine moderne Bank für Schüler. Er verkaufte diese Bänke Stück für Stück und fuhr sie auf einem Handwagen zu den Leuten. Er bekam ein Patent darauf. Von dem Geld, das er sich verdiente, studierte er nebenbei an der technischen Hochschule. 1924 machte er sein Ingenieurexamen. Seit 1927 ist er leitender Oberingenieur in einer Motorenfabrik.

Wenn er mich besucht, fragt er:

„Was ist mit ihr?“

Ich antworte:

„Sie geht.“

Neue Bücher

* Rolf Brandt: „Um die Welt mit Dir“. Roman (Verlag Scherl, Berlin). In der Gondel des Zeppelins, der sich unterwegs nach Afrika befindet trifft sich eine bunte Gesellschaft. Alltagsmenschen, schöne Frauen, Abenteurer und Spitzen der Gesellschaft werden in dem engen Raum zusammengedrängt. Dazu das phantastische Erlebnis des Weltfluges: Gemeinsame Gefahren, gemeinsame Stunde tiefster Ergriffenheit vor der eigenartigen Schönheit der Landschaft, vor dem Erlebnis des neuen Weltbildes. Rolf Brandt, der selbst viele Zeppelinfahrten mitgemacht hat, gibt ein eindrucksvolles Bild des Lebens an Bord und eine lebendige Darstellung der augenblicklichen Verhältnisse in Deutsch-Ost-Afrika. Meisterhaft geschildert ist der Tropen-Sturm über dem Viktoriassee.

* Jack London: „An der weißen Grenze“. Roman. (Universitas, Deutsche Verlags-AG., Berlin W. 50). Überleht von Erwin Magnus. Jack London malt die Welt und das Leben der Goldsucher in Alaska hier mit der ungeheuren Eindringlichkeit des Schauens, die ihn zu einem der stärksten Schilderer unserer Epoche gemacht hat. Sein Roman hat viele heldische Männergestalten und eine wirkliche Heldin, Zona, die Tochter des „Eldorado-Königs“, eines der Besten im Lande, in dem Zona geboren wurde, und in dem sie nun die großen Abenteuer ihres Herzens erlebt.

* „Deutsche Jugend und Deutsche Kolonien“. (Machener Verlags- und Druckerei-Gesellschaft, Machen). Herausgegeben vom Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft erschien dies Jugendheftchen, das bei sorgfältiger Ausstattung neben Artikeln aus allen Deutschen Kolonien aus der Feder erster Kenner einen passenden Bildschmuck zeigt. Das Geleitwort gab Hans Grimm, der bekannte Verfasser des größten Deutschen Kolonial-Romans. Zeichnungen und Gedichte des leider viel zu früh verstorbenen Afrikaforschers und Dichters H. A. Aschenborn verschönern das Heft.

* „Fliegende Blätter“, Zweiter Halbjahrsband 1932 (Verlag von J. F. Schreiber, München). Die Stärke der „Fliegenden Blätter“ sind einerseits die gesunden Wurzeln ihrer Tradition und andererseits die zielstrebige eingehaltene Linie einer für richtig erkannten und aus wahren Humor sich fortpflanzenden Entwicklung. Dabei gehen die „Fliegenden Blätter“ absolut mit der Zeit. Neben Humoresken, Gedichten und Witz, die jeden Leser zum Lachen bringen, enthält jedes Heft aktuelle Glossen und Randbemerkungen zu den Zeitereignissen, Lieder und Reime, deren Inhalt sich auch mit den Fragen und Antworten des Tages und der Woche beschäftigt. Bewährte Maler und Zeichner auf dem Gebiet der Witzblattillustration gehören zum festen Mitarbeiterstab der „Fliegenden Blätter“. Ihre Kunst gibt jeder Seite Rahmen und Gepräge. Ein fröhliches, ein erfreuliches Buch.

* Moden-Almanach. Herausgegeben von der Zigarettenfabrik Haus Neuenburg, G. m. b. H., Köln. Kostümgeschichtliche und literarische Bearbeitung: Dr. Wolfgang Bruhn. Künstlerische Leitung und Ausstattung: Professor D. H. W. Hadank. Dieser Almanach gibt dem sammelfreudigen Leser Gelegenheit, eine Sammlung von 280 Mode-Bildern aus vier Jahrhunderten zu einem Werk zu vereinigen. Beginnend mit Albrecht Dürer, der — angeregt durch seine Reisen nach dem Süden — Gefallen an den Trachten seiner Vaterstadt fand und sie in einer Reihe von farbigen Federzeichnungen festhielt, schildert der Moden-Almanach in 12 Stil-Epochen die Wandlungen der Mode bis zur letzten Jahrhundertwende. Die Mode-Bilder wurden nach zeitgenössischen Originalen wiedergegeben, welche von der Lipperheideschen Kostüm-Bibliothek und von dem Staatlichen Kupferstich-Kabinet, Berlin, zur Verfügung gestellt wurden.

* Ratgeber für den Haus-, Schreber- und Siedlergarten. Das (in der Allgemeinen Verlagsanstalt München AG., Geschäftsstelle Mannheim) soeben erschienene Büchlein von Gartenbauinspektor Franz Mappes enthält in knapper und leicht verständlicher Form ausgezeichnete Ratsschlüsse mit fast 50 Abbildungen und zahlreichen übersichtlichen Tabellen. Der Verfasser gibt jedem, sei er nun Haus-, Schreber- oder Siedlergärtner, wichtige Fingerzeige für die Praxis, aus eigenen langjährigen Erfahrungen.